

Ludolf Kuchenbuch

Vom Mönchslatein zum Schriftdeutsch

Über die Dynamik der Schriftkultur im Mittelalter

Im Folgenden soll es um eine viel zu wenig bekannte Medieninnovation gehen, nämlich um die unauffällige, aber beständige Anbahnung all dessen, was die moderne vielsprachige und druckschriftliche Buchkultur seit der frühen Neuzeit bis heute möglich gemacht hat. Aber es geht nicht nur um die Geschichte des Buchs als schrifttragendem Gegenstand – es geht auch um den Denkstil und die Verhaltensweisen im Umgang mit Schrift und Buch. Man könnte es die alphabetische Mentalität im vormodernen Europa nennen: Auch das Lesen und Schreiben, das Nutzen und Verstehen von Schriften und Büchern hat eine bewegte, hoch spannende und zu wesentlichen Teilen mittelalterliche Geschichte.

Diese beginnt natürlich früher. Die Schriftkultur der Antike war zwar bestimmt von der Lautschrift, aber zweigeteilt. Griechisches Alphabet und römisches ABC bestanden nebeneinander. Jeder der beiden damaligen ›Welt Sprachen‹ diente eine entsprechende Schrift, aufgetragen auf Papyrusrollen, die leider fast alle vergangen sind, bewahrt aber auch auf unzähligen Inschrift-Steinen, die heute in Museen und auf Ruinenfeldern zu sehen sind.

Es waren die lateinischen Christen und die katholische Kirche, in deren Kreisen man sich zwischen dem 2. und dem 5. Jahrhundert für drei Neuerungen entschied:

- für die Übersetzung des Kanons der hebräischen und griechischen heiligen Schriften ins Lateinische, woraus eine für das Christentum des Westens geltende Normbibel, die Vulgata, entstand,
- für die Nutzung des Pergaments, der Schafs- bzw. Ziegenhaut, als viel beständigerem Beschreibstoff,
- für den Kodex, das zweiseitig beschriebene, aus vielen Blättern zusammengebundene Schrift Ding, das die Rolle ablöste. Ein solches lateinisches, heiliges und haltbares Ding galt vom 4. Jahrhundert an als ›Text‹.

Diesem Ding, dem pergamentenem Kodex der heiligen Schriften, sollte die Zukunft gehören. Das christliche

Glauben, Denken und Herrschen im mittelalterlichen Westen blieb an diese Buchform gebunden. Noch etwa 1000 Jahre später konnte ein älterer Zeitgenosse Luthers, der gelehrte Abt und Büchersammler Johannes Trithemius, in seinem *Lob der Schreiber* mit Recht behaupten, das per Hand beschriebene Pergament sei dem Papier, das die gedruckten Wörter trug, haushoch überlegen. Pergament überdauere 1000 Jahre – und wie lange halte das Papier? Höchstens 200.

Aber: Selbst wenn Trithemius oder Luther einen Kodex aus dem 5. bis 7. Jahrhundert vor sich liegen gehabt hätte – er wäre für sie kaum in gewohnter Manier lesbar gewesen, obwohl beide die lateinische Sprache und die lateinische Schrift bestens beherrschten. Warum? Vor allem das Schriftbild des Kodex hätte ihnen schwer zu schaffen gemacht. Die darin in abstandsloser Buchstabenfolge geschriebenen Zeilen wären ihnen unzugänglich erschienen. Sie hätten die einzelnen Wörter nicht auf einen Blick erfassen können. Nur durch suchendes und aufrufendes, murmelndes Gruppieren der Buchstabenfolgen hätten sie die Wörterkette, die den geschriebenen Sinn enthielt, ermitteln können – so wie es heute noch die Erstklässler beim Lesenlernen mit dem unter der Zeile mitwandernden Zeigefinger tun.

Dieser lückenlosen Schreibweise der Antike entsprach ein völlig anderer Lesestil: die aussprechende, mitsprechende, laute Lektüre, das Lesen mit den Augen für ein Verstehen mit den Ohren. Solches Lesen war schwieriger, bedurfte intensiver Ausbildung und Übung. Gute Leser waren begehrte Diener. Der normal Gebildete, die römischen Aristokraten und Senatoren ließen sich vorlesen. Und sie nahmen selten den Griffel in die Hand, sondern diktierten ihren Schreibern ihre Briefe, Befehle und Gedichte. Gelehrte wie Cicero, Tertullian oder Augustinus, die persönlich schrieben und lasen, waren die Ausnahme.

Luther jedoch verstand sehend, was er stumm las. Diese Technik, für uns selbstverständlich, ist erst ganz



allmählich entstanden. In der Spätantike fast noch eine Unmöglichkeit, haben sie die frühmittelalterlichen Geistlichen, besonders aber die Mönche, in winzigen Schritten vorangebracht. Nicht etwa, dass sie das stille Lesen gezielt lernen wollten! Lesen war für sie eine grundlegend hörbare Angelegenheit, auch meist eine gemeinsame. Im Zentrum des klösterlichen Lebens standen die gottesdienstlichen Gebete bzw. Gesänge und Lesungen der einschlägigen Bibelworte. Dazu kam das Vorlesen erbaulicher Schriften bei Tisch. ›Für sich‹ zu lesen war eher verpönt – in der Regel des heiligen Benedikt wird jedem Mönch pro Jahr nur ein Buch zur Lektüre empfohlen, mehr nicht.

All das geschah lateinisch, in einer Sprache, die außerhalb der Kirchen immer weniger gesprochen wurde. Die alltägliche Sprache in den westlichen Provinzen des ehemaligen Römischen Reiches hatte sich längst weit vom starr gewordenen Schriftlatein entfernt, ohne dass sich bereits die späteren ›romanischen‹ Sprachen entwickelt hätten. Daneben waren die Idiome der germanischen Eindringlinge, der Franken, Westgoten, Ostgoten, Bajuwaren, Angeln und Sachsen getreten, die nun zu christianisierten Herren und Bauern geworden waren. Aus all diesen rekrutierte sich der neue geistliche Stand, der einzig schriftkundige in der neuen Gesellschaft. Geistlicher zu werden hieß also, das Lateinische als Sprache und als Schrift lernen zu müssen, sich darin beständig zu üben, um Fortschritte auf dem Weg zu Gott zu machen und den Gläubigen die rechte Lehre zu weisen und geistliche Hilfe zu leisten.

Es waren vor allem die irischen und die angelsächsischen Mönche, also diejenigen, denen das Lateinische besonders fremd war, die seit dem 7. Jahrhundert damit begannen, sich den Zugang zum Latein dadurch zu erleichtern, dass sie beim Schreiben, besonders aber beim Abschreiben alter Bücher, die lateinischen Buchstaben zu Wörtern gruppieren und regelmäßige Abstände zwischen ihnen ließen. Wie diese neue Gewohnheit allmählich auf das Festland übergriff und dann ab dem 11. Jahrhundert als Standard in ganz Lateineuropa galt, ist eine verwickelte, erst jüngst in den Grundzügen erforschte Geschichte. Wie dem auch sei, auf diese Weise entstand das ›Wortbild‹, ein abstraktes Schriftgebilde ganz eigener Art, mehr als ein Buchstabe und meist auch mehr als eine Silbe, mithilfe der beiden aber unendlich in Zusammensetzung und Länge variierbar – das nun sichtbare ›Atom‹ der christlich-lateinischen Schriftsprache war geboren.

Geboren war damit zugleich ein bedeutsamer Bestandteil der Bedingung für moderne Wissenschaft überhaupt. Diesem neuen Wortbild eignete weder die Starrheit der Hieroglyphe noch die Komplexität des chinesischen Schriftzeichens. Es war eigentlich ein Schriftzwitter zwischen Laut und Satz, ein Garant für effektiveres Sinn erfassen und die Voraussetzung für die verinnerlichte, stumme Lektüre. War für Augustinus das Wort noch grundsätzlich Klang, so konnte es nun seine Herrschaft als Zeichen beginnen.

Die Schriftkundigen gewöhnten sich im frühen Mittelalter aber nicht nur an dieses Wortbild, sondern sie arbeiteten auch an der Verbesserung der Seite; sie schufen das Seitenbild, modern gesprochen: das ›Layout‹. Die Maximen, mit denen besonders die schriftgelehrten Diener um Karl den Großen auf die Mönche und den Klerus einredeten, lauteten: mehr Deutlichkeit, mehr Genauigkeit, mehr Korrektheit – natürlich zum Lobe Gottes und gedeihlicher Herrschaft, dies besonders im Lateinwesen, beim Schreiben, Aussprechen, Singen, Verstehen und ›Verdolmetschen‹. Diese ›Kulturpolitik‹, man nennt sie auch ›karolingische Renaissance‹, führte zum einen zu einer klareren Buchstabenformung. An die Stelle des regionalen Wirrwarrs herkömmlicher Schreibweisen trat im Laufe etwa eines Jahrhunderts eine den einzelnen Buchstaben verdeutlichende Kleinschrift, die als ›karolingische Minuskel‹ in die Geschichte eingegangen ist und die bis heute die Grundlage unserer Druckschrift bildet. Sie verbreitete sich in so gut wie allen Klosterschreibstuben.

Dazu kamen weitere grafische Verdeutlichungen. Bei ihren Abschriften zogen die Mönche mit Lineal und Bleistift gleich lange Linien auf der Seite, damit die Buchstabenfolge nicht tanzte und der gesamte Schriftblock ausgewogen in der Mitte der Seite platziert war, umgeben von gleichmäßigen, schriftfreien Randflächen. Man bildete Absätze, indem man Zeilenreste oder ganze Zeilen frei ließ, um Sinneinheiten sichtbar zu machen. Man hob den Beginn von Absätzen oder Sätzen durch einen Großbuchstaben hervor. Man benutzte größere Buchstaben für Überschriften oder wählte eine andere Schriftart, ja auch eine andere Schriftfarbe, besonders das auffällige Rot. Man nummerierte Abschnitte mit römischen Zahlzeichen. Man ließ genau berechneten Platz zwischen den Zeilen oder im Schriftblock, um vorher geplante Zeichnungen, Figuren oder Zeichen hinzuzufügen, ebenso aber ließ man Platz für viel kleiner geschriebene Bemerkungen zum Hauptschriftblock. Man ordnete

Aufzählungen von Namen, Orten oder Dingen in Kolonnen, schrieb sie also untereinander, um sie überschaubar zu machen.

So entstand ein Arsenal von schreibtechnischen Ordnungsmitteln, das dann seit dem 12. Jahrhundert jeder gute Schreiber im Kopf hatte, wenn er ans Werk ging, das heißt eine Seite plante. Ein Bild also nicht nur vom schnell erfassbaren einzelnen Wort, sondern auch eine Vorstellung von der deutlich gegliederten Seite war entstanden. Die standardisierte Seite war geboren, verwendbar für jedes Schriftstück, sei es die einseitige Urkunde oder die Grabinschrift, das unscheinbare Heft einer Güterbeschreibung, die Sammlung von Königsedikten oder das Prachtevangeliar.

Doch damit nicht genug. Die Ordnungsdynamik erfasste auch den Kodex selbst. Die Mönche durchgliederten und erschlossen nicht nur die Seite, sondern auch das Werk. Sie unterteilten die Werke, die sie diktiert bekamen oder abzuschreiben hatten – die Bibel nicht ausgenommen –, auf mehreren Stufen in Bücher, Teile und Kapitel. Dann benannten sie diese Ordnung nach dem ABC, der Zahlenreihe oder Kombinationen von beidem. So erhielt alles Wichtige seine formale Signatur: Buch A, Teil c, Kapitel VI, Abschnitt 4 etwa. Die Autoren oder die Abschreiber bauten in die Werke neuartige, über die Bibelzitate hinausgehende Verweise ein: siehe oben in Teil c; vergleiche weiter unten Kapitel 24, Augustinus hat im 4. Buch seiner Bekenntnisse gesagt, oder ähnlich. Sie stellten dem Gesamtwerk entsprechende Inhaltsverzeichnisse voran. Schließlich zogen sie wichtige Namen oder Begriffe aus dem Werk und stellten an dessen Ende alphabetische Listen von ihnen zusammen, die auf diejenigen Werkabschnitte verwiesen, in denen von diesen die Rede war. So wurden Wörter zu Stichwörtern, und so entstanden Namens- und Sachregister.

All diese Methoden, die vom 8. bis zum 11. Jahrhundert in Klöstern oder Domschreibeschulen, zuerst vereinzelt, dann häufiger aufkamen, wuchsen im 12./13. Jahrhundert zu einem Verbund zusammen, der einen ganz neuen Buchtyp in die Welt setzte: das Buch als studierbaren Wissensraum. Das Buch, in dem alles geordnet und verortet war, das Buch zum Nachschlagen, ein Werkzeug, in dem man, präzise geführt, gezielt nach etwas suchen konnte. Dieser Buchtyp bot keine Erzählungen von den göttlichen Offenbarungen oder dem Leben und Wunderwirken der Märtyrer und Heiligen, keine in- und auswendig gewusste Ordnung der Lebensnormen wie in der

et per se contenta sunt.
tant vigilantibus. ut ne
ouibus aut exiando per

Klosterregel oder der Messliturgie, Grundtypen des Buches im frühen Mittelalter, die die Lesen-Hörenden (und »hörend Lesenden«) sich nahezu »einverleibten«. Das neue Buch war vielmehr ein Instrument der Weltaneignung, gemacht, um es variabel und effektiv zu benutzen. Ein Zeitgenosse Luthers, Johannes Sambucus, fasst diese Attitüde 1566 in die Maxime: »Nicht die Lesung, sondern der Gebrauch des Buches macht klug und erfahren.« Eine Maxime, die noch heute gilt.

Warum dieser schriftkulturelle Übergang zum Gebrauchsbuch? Im 12. und 13. Jahrhundert stand die Geistlichkeit vor neuen Aufgaben. Die soziale Umwelt war in rasante Bewegung geraten: Zahlreiche technische Innovationen, die Machtgewinne der herrschenden Klassen, das unübersichtliche Gewimmel und Getümmel in den wachsenden Städten, die zunehmende Vermarktung der Güter mit all ihren Folgen für Preis und Betrug, Gewinn und Verlust, die Ausweitung der bislang bekannten Welt durch Fernhandel und Kreuzzüge und das Einströmen unbekanntem Wissens aus dem Orient – alle diese Zeichen der Zeit zwangen die Mönche und den Weltklerus dazu, direkter auf die Gläubigen in Palast, Stadt und Dorf zuzugehen, sie durch mehr Wissen, Predigt, Schulung und Disziplinierung fester an die Kirche zu binden. Die Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner stehen für diesen neuen Stil der Seelsorge. Sie besonders waren es, die dem Gebrauchsbuch zum Durchbruch verhelfen. Als Prediger brauchten sie gut erschlossene Sammlungen erbaulicher Fabeln und Geschichten, als Beichtväter Hilfsmittel zur Feststellung der Sünden, zur Bemessung der Bußen und zur Erteilung der Absolution, als Inquisitoren Handbücher des Kirchen- und Strafrechts. Und als Lehrer an den aufkommenden Universitäten schließlich brauchten sie Standardexemplare der kommentierten Bibel sowie des wiederentdeckten römischen Rechts und Enzyklopädien des damaligen Wissens von der Welt in Diesseits und Jenseits.

Aber dieser neue scholastische »Weltklerus« blieb nicht der alleinige Benutzer. Es waren die Stadtbürger, die sich den neuen weltoffeneren Buchtyp, besonders aber seine Ordnungselemente lernfreudig und wendig zunutze machten. Als sie selber schriftkundig und schriftberechtigt wurden – im 12. Jahrhundert –, stellten sie schnell auf Zweckmäßigkeit ab. Schon bei der schriftlichen Bewahrung und Korrektur ihrer Rechtsgewohnheiten in den Stadtrechten oder Zunft- und Gewerbeordnungen übernahmen sie alle gängigen Techniken der Schrift-, Seiten-

laxari exilijs. ac de metallis re
solui monachos iubet. Apse
tamē ab hostib; circumiectis:
in medio quo ex bello trepid^o
confugerat. impietatis sue pe



und Buchgestaltung. Darüber hinaus aber entwickelten sie sehr verschiedene schriftgestützte Formen der gegenseitigen Kontrolle – Protokolle, Verträge, Eidformulare, Inventare und Steuerlisten, Einnahmen- und Ausgabenrechnungen. Es sind dies allesamt Formen, die eine flexiblere Anpassung der Schriftpraxis an die alltäglichen Gegebenheiten des gewerblichen Austauschs und des Immobilienverkehrs bezeugen als die kirchlichen Schriftträger. Dies gilt noch mehr für das kaufmännische Geschäftsgebaren. Nicht nur der Nachrichtenverkehr, auch die Schuldenführung und die Darlehensgeschäfte wurden mit Briefen, Konten und Wechseln in zunehmender Anpassung an die täglichen Vorgänge bewältigt.

Bei all dem gingen die Stadtbürger in zweierlei Hinsicht noch weiter als der Klerus, der sie das alles im Kern gelehrt hatte. *Erstens* gingen sie schneller und radikaler zum Schreiben und Lesen in ihrer Sprechweise bzw. Mundart über. Sicher haben sie dabei wieder von den jahrhundertelangen Glossierungs- und Übersetzungsmühen der Mönche profitiert, die seit dem 9. Jahrhundert versuchten, auf Althochdeutsch schriftlich zu erzählen, moselfränkische Orts- und Personennamen oder bayerische Heilkräuter in die lateinische Schrift zu fassen, die Benediktusregel ins Alemannische zu übersetzen oder gar das Evangelium in rheinfränkische Verse zu bringen. Die Kaufleute und Handwerker des 13. Jahrhunderts sprachen längst selbstbewusst ihr ›Dütsch‹, ob nun Ober- oder Niederdeutsch, und versuchten es ohne große Umschweife auch zu schreiben, natürlich nicht in Runen, sondern in der ihnen geläufigen lateinischen Schrift, egal, wie ihnen die Wörter und Sätze dabei orthografisch auch gerieten. Nach der Blüte der mittelhochdeutschen adlig-höfischen Dichtung waren es eben die Städter, die ernsthaft auf die Verschriftung ihres Sprechens drängten und damit eine alltagsnahe Schriftsprache schufen, aus der das spätere Deutsch hervorgeht. Damit brachen sie die gut 500-jährige Alleinherrschaft des Mönchslateins, ohne dabei auf all die Errungenschaften zu verzichten, die das Werk der namenlosen Mönche in den Schreibstuben der Klöster, der Kleriker in den Domschulen und der städtischen Prediger waren. Sie gliederten Europa regional sprachlich auf, ohne seine lateinschriftliche Einheit preiszugeben.

Zweitens: Auch was die Bürger technisch hinzufügten, kann sich sehen lassen. Gewöhnt ans enge Zusammenleben und weiträumige Austauschen, gingen sie im schriftlichen Verwalten ihrer Kommunen voran, schufen effek-

tive Verbindungen zwischen der Schreibstube mit Briefeingang und -ausgang, der Amtsstube, der Gerichtslaube, der Rechenkammer und dem Archiv. Sie probierten, aus Kristall- und Glassegmenten Brillengläser zu schleifen, erleichterten damit für viele Leser und Schreiber ihr Geschäft bis ins hohe Alter und legten den Grundstein für Fernrohr und Mikroskop. Sie errichteten Stampfmühlen, in denen Lumpen zu dem Brei zerkleinert wurden, aus dem man dann Papier schöpfte, das dem viel teureren Pergament bald billige Konkurrenz machte und zur Ausweitung der Schreibgewerbe führte. Und aus ihren Reihen kam jener Tüftler Johannes Gutenberg, dem die Verbindung von Buchstabenbleiguss und Druckstock zur Schwarzen Kunst gelang. Der Druck des Wissens im doppelten Sinne sollte seine Karriere begründen.

Es wäre unhistorisch, wollte man diese Errungenschaften gegen die der Mönche aufrechnen. Beide Epochen bilden eine Einheit, eine äußerst bewegungsreiche und ertragreiche Geschichte der alteuropäischen Schriftmacht und Schriftkultur, als deren Nutznießer und Gefangener Martin Luther auf dem Wormser Reichstag ebenso erscheint wie auch wir heute.

Eine der massivsten Selbstverständlichkeiten europäischer Kultur war und ist die alphabetische Schriftpraxis. Das Kulturverhalten, das wir mit den lateinischen Schriftzeichen, mit der penibel geordneten Seitenfläche, dem analytisch erschlossenen Buchraum, dem sinnreichen und vielsprachigen Text, dem öffentlichen Autor und dem käuflichen Buch, mit der systematischen Bibliothek, mit der stummen Lektüre, dem handschriftlichen Privatleben und dem Schulzwang für alle Kinder assoziieren, ist ganz maßgeblich während des Mittelalters entstanden, ist Resultat der Eigendynamik Alteuropas. Heute steht jeder, ob staunend und tatendurstig oder zaudernd und deprimiert, vor dem Schwall der audiovisuellen Medien und den Verlockungen und Nötigungen der mikroelektronischen Herstellungs-, Vermittlungs- und Bewahrtechniken. Wer in dieser Lage Orientierung, Abstand und Urteilskraft sucht, kann Wichtiges hierzu im Blick zurück auf die so ereignisreichen Jahrhunderte des Mittelalters entdecken.